

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 18

Artikel: Thunfischfang im Mittelmeer
Autor: Regli, Gerda
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670519>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auf Harken und Stangen all das trugen, was sie zeitlebens für den Hampelschen Kräuterboden gesammelt hatten: Enzian und Arnika, Fingerhut und Besingkraut und vor allem Isländisch Moos, das in langen, wirren Flechten von den Harken herniederhing.

Bierzehn Tage später hieß es: „Alles im Hampelschen Hause sei von der Regierung inspiziert und inventarisiert worden, und nur die zurzeit noch auf Lager befindlichen Flaschen dürften auch

fernerhin ausgebaut und ausverkauft werden.“ Darüber sind jetzt acht Jahre vergangen, wie man wohl sagen darf, eine lange Zeit. Aber die Kammern und Regale sind immer noch voll, und einige sagen, sie würden auch nie leer werden.

Und es wünscht es auch keiner.

Denn wenn auch die kleinen sechseckigen Flaschen nie recht stehen wollten, der Glaube an sie steht unerschüttert fest.“

Todgeweiht.

Ihr sprecht mir manche Mahnung,
Ihr gebt viel guten Rat,
Und jeder weiß was Bess'res,
Das ihm geholfen hat.

Der Mittelchen und Mittel
Ist schier kein Ende mehr, —
Ich trag nach eurem Trösten
Und Mahnen kein Begehr.

Ich weiß: es kommt das Dunkel,
Ich weiß, es kommt die Nacht,
Den Todgeweihten trugen
Sie aus des Lebens Schlacht.

Was frommten eure Tränke?
Den Schierling reicht mir her!
Dem flügelahmen Adler
Wächst nie die Schwinge mehr.

Konrad Telmann.

Thunfischfang im Mittelmeer.

Von Gerda Regli.

Zu den geheimnisvollen Tieren des Meeres, deren Leben uns zum großen Teil noch ein Rätsel ist, gehört zweifellos der Thunfisch. Er lebt in der Tiefe des Ozeans, in unterirdischen Tälern, die noch kein Mensch gesehen hat. Wir wissen, daß er jedes Jahr einmal zu Frühlingsbeginn in großen Schwärmen, oft zu Tausenden, aus der unbekannten Tiefe des Meeres steigt, um an den Küsten zu laichen. Es liegt eine eigene Tragik in der Tatsache, daß diese Tage, an denen die Fische ans Licht der Sonne eilen, um ihre Liebesfeier zu halten, gleichzeitig die Tage ihres Sterbens sind, denn diese Laichzüge werden auf ihrer Rückkehr von den Thunfischern erwartet und in ihre Netze gelockt.

Es gibt keinen Boxkampf, kein Derby und kein Autorennen, das jenen Höhepunkt an Spannung und Aufregung erreichen würde, wie der Thunfischfang, und als ich einmal im Monat Mai in Trapani, dem Hauptort für den Thunfischfang im Mittelmeer, an der Nordwestküste Siziliens weilte, hatte ich das Glück, einem solchen unvergeßlichen Schauspiel beizuwohnen zu können.

Seit Wochen lagen die Fischer mit ihren Booten draußen auf dem Meere, um mit unendlicher

Geduld zu warten, bis die Schwärme der Thunfische kommen würden. Ein gewaltiges, 5 Kilometer langes Netz, das Tonnare, war mit großer Sorgfalt im Meer aufgebaut worden. Ein solches Netz besteht aus armdicken Stricken, hat eine Tiefe von 50 Meter, und an seinem äußersten Ende hängt das eigentliche Fangnetz, die sogenannte „Totenkammer“, die geschlossen ist, so daß der gefangene Fisch nicht mehr entfliehen kann. Das Netz war vorher kirchlich eingesegnet worden, damit der Teufel nicht sein Spiel damit treibe.

Nachdem das Netz glücklich aufgestellt worden war, wurde die eine Seite der Netzkammer auf der Hauptbarke des Führers, die andere, tief ins Meer hinabreichende, auf dem Schiff der Mannschaft verankert. Die Hauptsache bestand nun darin, im richtigen Augenblick das Fangnetz zu schließen, damit kein Beutestück entfliehen könne, denn jeder dieser Fische, die eine Länge von 3 bis 4 Meter erreichen und oft bis 10 Zentner wiegen, stellt für den Unternehmer ein beträchtliches Vermögen dar.

Um den richtigen Augenblick für das Schließen des Netzes zu erfassen, lagen drei Fischer in einem kleinen Nebenkahn und beobachteten stän-

dig den Meeresgrund; sie hatten Petroleum auf das Wasser geschüttet, um dessen Oberfläche zu glätten, da man bei der fortwährenden Wellenbewegung des Meeres nicht in die Tiefe sehen kann. Von dem Augenblick an, wo die oben beobachtenden Fischer bemerkten, wie die Tiere ins Netz gingen, bemächtigte sich aller eine ständig steigende Aufregung, die auch auf die am Lande Zurückgebliebenen übergriff. In dem Moment, da der Führer das Netz zuziehen ließ, steckte er eine weiße Fahne auf, durch welche der ganze Ort alarmiert wurde. In wenigen Augenblicken hatten Tausende von Neugierigen ihre Boote bestiegen, um hinaus aufs Meer zu fahren und dem interessanten Schauspiel beizuwohnen. Der Führer, Reïs genannt, gab nun seine Befehle zum Angriff. Zuerst begann man unter ununterbrochenem, fast tierisch klingendem Gebrüll die Netze zu ziehen. Circa 50 Mann standen auf dem Mannschaftsboote und zogen das auf der Führerbarke verankerte Netz ganz allmählich aber stetig empor. Je höher das mit den Fischen gefüllte Netz, die „Totenkammer“, an die Oberfläche kam, desto näher rückten die beiden Fahrzeuge zusammen. Die Aufregung war bis zum Siedepunkt gestiegen, und es lag eine unbeschreibliche Spannung in der Luft, als man den Augenblick erwartete, da plötzlich aus der Tiefe des Meeres sich Hunderte von Riesenleibern wälzen sollten, die niemand vorher gesehen hatte. Ganz

allmählich stieg das Netz höher, noch unsichtbar für den wartenden Zuschauer. Dann begann das Meer erst leise und dann immer stärker zu brodeln und zu kochen. Die Fischer griffen nach schweren Keulen und eisernen Haken, die sie zum Angriff bereit hielten.

Enger und enger zogen sich die Netze. Die Aufregung stieg immer mehr, der Meeresstrudel brauste immer wilder und hundert Augen starrten erwartungsvoll auf einen kleinen Fleck. Da erhob sich plötzlich aus dem brodelnden Wasser der Schwarm der Riesentiere, die in wilder Verzweiflung wie toll um sich schlugen und das Wasser hoch in die Luft hinaufpeitschten. Dieser Moment gab das Signal zu einem wahren Hexentanz. Wie eine Meute wilder Tiere fielen die Fischer unter lautem Gebrüll mit den Haken und Keulen über ihre Opfer her, rissen ihnen die Mäuler auf, stießen ihnen die Augen aus, stachen unbarmherzig in die schweren Leiber, daß sich das Meer weithin vom Blute der Tiere rötete.

Inzwischen wartete schon in den Konservenfabriken von Trapani ein Heer von Arbeitern auf die erbeuteten Fische, um sie binnen kürzester Frist zu schlachten, zu kochen und in Konservenbüchsen zu füllen, die dann als „Thunfisch in Del“ in die Welt hinausgehen und überall eine beliebte Delikatesse bilden.

Rienzi.

Eine Richard Wagner-Skizze von Stephan Georgi.

Am 20. Oktober 1842 hatten die musikbegeisterten Dresdener endlich ihren lang erwarteten Tag. Viel war bereits über diese bevorstehende Sensation debattiert worden, über diese neue Oper und jenen kleinen, beweglichen Mann mit dem großen Kopf, den Kapellmeister Richard Wagner, der sie geschrieben und Dresden seit seinem Erscheinen in Unruhe gebracht hatte. „Ein Genie!“ behaupteten die einen. „Eine verrückte Musik! Einen Schritt weiter, und es ist überhaupt keine Musik mehr!“ eiferten die anderen.

Kein Wunder, daß das Königlich Sächsische Hoftheater am Aufführungstage bis zum letzten Platz gefüllt war und das erwartungsvolle Flüstern im Parkett, in Rängen und Logen einen ungewöhnlichen Abend kündete.

Nur einer im Raum teilte nicht die allgemeine Erregung. In der dunkelsten Ecke seiner Loge — vor ihm Minna, seine Frau, und Klara,

seine Schwester — saß Richard Wagner. Monoton aufreibender Anspannung, in denen er eine Phantasiewelt nach seinem Willen geformt, lagen hinter ihm. Mit der losgelösten, fast teilnahmslosen Ruhe des Erschöpften sah er ins Parkett hinaus, auf erwartungsvolle Gesichter, seidene Kleider, sah auf den Vorhang, der sich bald heben würde, hörte das Stimmen der Instrumente im Orchester, wie einer, der sich fragt, ob das alles wirklich seinetwegen geschähe.

Es wurde dunkel, wurde still. Mit langhallendem Trompetenstoß begann die tragische Oper „Rienzi, der letzte der Tribunen“. Die Ouvertüre rauschte vorüber. Orsini, mit seinem Anzuge römischer Nobili trat auf und begab sich vor Rienzis nächtliches Haus. Eine eigenartige, neuartige Musik, die vom Publikum zuerst noch nicht recht begriffen wurde.

Aber das alles sah und hörte Wagner nicht